

DIETER HILDEBRANDT

Ausgebucht

Buch

»Es gab ein Leben vor dem Fernsehen, es gibt eins nach ihm. Das nach ihm ist freier und fröhlicher, denn es ist nicht ›formatiert‹. Vor der feindlichen Übernahme des menschlichen Tagesablaufs durch das Fernsehen haben wir das Wort Format mehr von der Qualität bestimmt verstanden.« Nach dem Ausscheiden aus dem Fernsehgeschäft braucht Dieter Hildebrandt sich nur noch um sein eigenes Format zu kümmern, das als Buchautor. In den vergangenen Jahren hat er das mit großem Erfolg getan. Auf Lesereisen lernte er seine Heimat Deutschland so richtig kennen und war fasziniert: die fulminanten Angebote der Hotellerie, der begeisternde Service der Bahn AG wie der Lufthansa, die kulinarischen Spezialitäten der Regionen; und wenn er im Hotelzimmer mal den Fernseher anschaltete, verging ihm auch da der Appetit. Aufgetreten ist er in großen Hallen, edlen Theatern und in schmucklosen Sälen, ohne Bühnenbild, ohne Kostüm und ohne Rhythmusgruppe, nur er und sein Buch, aber er wusste, dass auch im freudlosesten Saal ein Publikum von Format saß. Hildebrandt hat viele Strapazen auf sich genommen, seine Auftrittsorte rechtzeitig zu erreichen. Ist er mit dem Auto unterwegs, dräut ein Stau, wählt er die Bahn, ist die Ankunft wo auch immer ein Glücksfall. Und dass Fliegen schöner sei, ist eine glatte Lüge. Und doch ist er mit seiner Ich-AG zufrieden. Schließlich ist er überall ausgebucht.

Autor

Dieter Hildebrandt wurde 1927 in Bunzlau, Niederschlesien, geboren. Mit Sammy Drechsel gründete er die »Münchener Lach- und Schießgesellschaft«, deren Ensemble er bis 1972 angehörte. Von 1973 bis 1979 war er mit »Notizen aus der Provinz« (ZDF), von 1980 bis 2003 mit »Scheibenwischer« (SFB) auf Sendung. Daneben Auftritte in Filmen und TV-Serien. Zahlreiche Auszeichnungen, darunter Adolf-Grimme-Preis in Gold. Auch mit seinen Büchern feierte Dieter Hildebrandt stets große Erfolge, u.a. »Gedächtnis auf Rädern« und »Vater unser – gleich nach der Werbung«. Hildebrandt lebt mit seiner zweiten Frau, der Kabarettistin Renate Küster, in München.

Von Dieter Hildebrandt ist bei Goldmann außerdem erschienen

Gedächtnis auf Rädern (15027)

Vater unser- gleich nach der Werbung (15236)

Dieter
Hildebrandt

Ausgebucht

Mit dem Bühnenbild
im Koffer

Zeichnungen
von Dieter Hanitzsch

GOLDMANN



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das FSC-zertifizierte Papier München Super für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

2. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2006

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe 2004 by Karl Blessing Verlag,

München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Rudolf Klaffenböck, Passau

KF · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-15401-4

ISBN-13: 978-3-442-15401-2

www.goldmann-verlag.de

INHALT

München, Hauptbahnhof, 9.43 Uhr	7
Erfurt, Lesebühne, 20.40 Uhr	11
Leipzig, Hotelzimmer, 8.00 Uhr	13
Berlin, Innenministerium, Dämmerung	19
Berlin – Leipzig – München	28
Kohlrausch	37
Hartzreise	42
Futschiweg	46
Auf der A 99 – A 9, Richtung Deggendorf	52
Bayerischer Wald – Regen – Bierkeller	56
Meusel sendet Signale	64
Wer liest schon Kritiken?	66
München, Hauptbahnhof, 10.15 Uhr	71
Zwischenstation in Hoidlbörg	80
Köln, Hauptbahnhof	85
Jetzt nicht – vielleicht später	96
München, Hauptbahnhof, 10.23 Uhr	98
Wer oder was ist Meusel?	100
Dortmund umsteigen	104
Vorsicht Klassik!	110
»Was ein Hund will – das weiß kein Schwein«	121
Message	126
Bosbach fasst sich an den Kopf	131
Straße zahlen	138
Was Recht ist, muss Recht bleiben	143
Ausgebucht	147

Rüsselsheim, Dreisternehotel, 21.00 Uhr	153
Gipfelängste	154
Schwäbisch Gmünd – Aalen – Dischingen	155
Dischingen	162
Nach Hause. »Auf dem schnellsten Weg«	164
Intermezzo	166
LH MUC – HAM	170
Quo vadis Kulturradio	174
München – Mainz, Abfahrt 9.46 Uhr	177
Mainz – Lerchenberg	181
Mein kleiner Bruder	184
Abra Makabra	188
Altenburg – Bischofswerda – Hoyerswerda – Eisenhüttenstadt	192
Hoyerswerda	195
Eisenhüttenstadt – Schwedt	197
Berlin, Hotel am Los-Angeles-Platz	201
Bodenwerder	210
Kleinkunst im Großzelt	214
Nachtzugimpressionen	216
Fünfundachtzigste Heimkehr	218
Die Vermummung der Verdummung	223
München – Fulda – Weimar	230
Türen schließen	239
Endstation, Abfahrt Weimar, 9.20 Uhr	250
Last but not least ...	255

MÜNCHEN, HAUPTBAHNHOF,
9.43 UHR

Zehn Minuten zu früh. Das liegt an meiner Frau Renate. Sie wird Stunden vor der Abreise schon unruhig. Wenn wir gemeinsam reisen, kommt regelmäßig eine gereizte Stimmung auf. Nicht deswegen, weil ich irgendetwas Unpassendes sage, nein, meine Ruhe macht sie wütend.

Heute reise ich allein. Sie schaut auf die Uhr.

»Du musst los.«

»Ich brauche nur fünf Minuten.«

Es entsteht eine Pause, und ich weiß sofort, dass ich für diesen Morgen ihre Toleranz verbraucht habe. Auf solche und ähnliche Weise entsteht selten ein übertriebener Abschiedsschmerz.

Sie sagt nichts mehr.

Und weil mich irgendwas reitet, sage ich: »Ich habe bei Robert Neumann gerade einen schönen jüdischen Witz gelesen.«

»Ich traue mich nicht nach Hause«, sagt der eine.

»Warum nicht?«, fragt der andere.

»Wegen meiner Frau«, sagt der eine.

»Was macht sie denn?«, fragt wieder der andere.

»Noja, sie redt und redt und redt.«

»Was redt sie denn?«

»Das sagt sie nicht.«

Die S-Bahn habe ich natürlich verpasst, habe ein Taxi genommen. Der Fahrer war ein etwas älterer Herr, der sehr gemächlich fuhr. Ich kaufte mal ein Auto, das als sensationelle Neuerung eine Wegfahrsperre eingebaut hatte. Sie funktionierte so gut, dass ich,

wenn ich am nächsten Morgen wegfahren wollte, am Abend vorher starten musste.

Dieser Taxifahrer war die personifizierte Wegfahrsperre. Zunächst einmal starrte er mich an. Das dauerte und dauerte, und ich drängte: »Bitte fahren Sie los, ich verpasse den Zug.«

Er ließ sich in keiner Weise beirren, hob langsam den Zeigefinger und sagte triumphierend: »Eahna kenn i.«

»Das mag sein, aber bitte fahren Sie jetzt«, flehte ich ihn förmlich an.

»Momeent«, sagte er dann, »können S' mir a Autogramm geben?«

Aber er ließ sich überreden und bewegte sein Auto sehr langsam vorwärts.

Es war nicht mehr zu schaffen. Als ich am Bahnhof sehr hastig ausstieg, rief er mir noch nach: »Sie san der Hildenbrand, gell?«

In diesem Jahr bin ich unter vielen verschiedenen Namen aufgetreten: Hillenbrand, Hillebrand, doch das schönste Missverständnis geschah auf der Insel Rügen. Im dortigen Kulturheft erschien ich mit dem Namen Dieter Hildegard.

Auf Bahnsteig 14 stand der ICE nach Hamburg. Fünf Minuten später fuhr er los. Ich hatte es geschafft. Um ein Haar aber nicht! Renate würde vor Schadenfreude glühen, wenn sie es wüsste. Sofort taucht die Frage auf: »Warum hat der Zug schon Verspätung, bevor er überhaupt losgefahren ist?«

Das ist zutiefst undankbar, ich weiß, denn diese Verspätung hat mir wahrscheinlich die Vorstellung am Abend in Erfurt gerettet. In Fulda umsteigen. Dafür sind noch sechs Minuten Zeit, um den anderen Bahnsteig zu erreichen. Es wird knapp, aber noch ist es möglich.

Nach fünf Minuten halten wir in München-Pasing. Nach zehn Minuten stehen wir immer noch da. 25 Minuten später meldet sich der Zugsprecher mit der Mitteilung, dass sich die Weiterfahrt noch ein wenig verzögern könnte. Wir hatten also nach einer Fahrt über fünf Kilometer, von München nach München-Pasing, 40 Minuten

Verspätung. Später wurden wir dann umgeleitet über vorher noch nie gesehene Nebenstrecken, die eingleisig waren. Viele kleine beschauliche Dörfer waren zu sehen, unbeschränkte Bahnübergänge mit winkenden Bahnvorstehern, aber keinen Zuständigen, der uns informiert hätte, wie es denn nun weitergeht. Später meldete sich der Sprecher mit der Mitteilung, dass wegen eines Stellwerkschadens in Lochham... das interessierte keinen Menschen mehr, die Anschlusszüge waren weg.

Um mich zu beruhigen blätterte ich in der Bahnillustrierten *Mobil* und war fasziniert von dem prächtigen Titelbild, aus dem heraus zwei strahlende Meisterköche versprachen, sich um die gefürchtete Esskultur in den Speisewagen der Bahn zu kümmern.

Man vermutet, dass sich das Niveau um mindestens 20 Prozent erhöhen wird. Das heißt, von den verkohlten sechs Nürnberger Rostbratwürsten wird man zwei halbwegs genießen können.

Über die Bordsprechanlage meldet sich ein sehr schlechter Sprecher. Er brüllt in das Mikrofon, verschluckt die Silben und hat einen erheblichen Sprachfehler. Vermitteln möchte er folgenden Text:

»Meine Damen und Herren, in wenigen Minuten erreichen wir Würzburg. Sie haben Anschluss an den Regionalexpress nach Nürnberg um 11.15, Gleis sieben, und den Regionalexpress nach Fulda um 11.46, Gleis vier.«

Zu verstehen ist ungefähr: »amenärnn eigenuttenneichen urrzurch schuss güonalexess... berch eissiebn güinaleszesssulda zwrvirz heiss hier.«

Wo steht der Zug nach Fulda also? Verwirrung. Alle Züge fahren von anderen Bahnsteigen, weil alle ICEs, die aus dem Süden kommen, über eine Stunde Verspätung haben. »Die Regionalzüge konnten leider nicht warten.« Auf Deutschlands Bahnhöfen herrscht Ratlosigkeit. Der Sprecher klärt uns auf warum. Wegen eines Stellwerkschadens in Lochham.

An diesem Abend komme ich zehn Minuten vor dem Beginn der Vorstellung in Erfurt an. Natürlich benutze ich die Gelegen-

heit, Herrn Mehdorn zu beschimpfen, den Herrn mit den neuen genialen Tarifen. Wir sollen dann mit seinen Zügen fahren, wenn *er* will. Und wenn man sich ganz früh entscheidet, bekommt man die Fahrkarte billiger. Wenn jemand einen Notanruf bekommt: »Komme sofort, Oma ist krank!!«, muss er für seinen spontanen Reiseentschluss büßen. Ich möchte mich bei der Beurteilung dieser Tarifgestaltung der hässlichen Formulierung, dass diese Leute nicht ganz dicht sein können, nicht bedienen, neige aber dazu, dieser Art von Managern ein paar undichte Stellen zuzutrauen.

Die großen Chefs, wie Herr Blähdorn auch, wälzen die Verantwortung für derartige Streiche in der Regel mit einer kurzen, lässigen Bemerkung auf die Untergebenen ab. Die haben inzwischen versucht, diese Blamage zu verniedlichen, sind mit Berigungsarbeiten beschäftigt, aber im Prinzip bleibt alles so: Es wird dazu geraten, Reisen auf lange Sicht hin zu planen. Wenn ich heute meine Fahrkarte für den 1. Oktober 2007 abholen würde, zahlte mir die Bahn noch was zu. Wer da nun behauptet, er verstehe überhaupt nur noch Bahnhof, kann auch nicht so sicher sein, ob er unter Bahnhof das Gleiche versteht wie die Behörden.

Da muss einmal ein Missverständnis aufgekommen sein und zwar zwischen dem Bundesfinanzministerium und dem Bayerischen Finanzministerium. Vielleicht hat der BUFIMI geäußert, dass er da nur Bahnhof verstehen könne, worauf der BAYFIMI sofort eine Begriffsanalyse in Arbeit gab, die dann eine eigens dafür zusammengestellte Begriffsfindungskommission, die sofort eine Beratungsgesellschaft kontaktierte, ausgeführt hat. Nach einer eingehenden etymologischen Überarbeitung erhielt der BUFIMI vom BAYFIMI folgende Analyse:

An das Bayerische Staatsministerium der Finanzen

34 – S – 3206 – 2 / 290 – 51126

»Die Frage, was man unter Bahnhof zu verstehen habe, beschäftigt die Bevölkerung weit über das steuerliche Bewertungsproblem

hinaus. Es wäre daher empfehlenswert, bei der Definition des Begriffs eine Stellungnahme der Gesellschaft für deutsche Sprache einzuholen.

Nach bayerischem Verständnis gehört zum Kern des Bahnhofsbegriffs jedenfalls eine Schienenanbindung.

Traditionell ist auch ein regelmäßiges Anfahren durch schienegebundene Fahrzeuge kennzeichnend. Wobei diese Fahrzeuge mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf der dem Bahnhofsbereich zuzuordnenden Schienenstrecke einen Halt von mindestens *der* Dauer einlegen, die es den Zielort erreichenden bzw. den Abgangsort verlassenden Personen und Gütern ermöglicht, *aus* dem bzw. *in* das Schienenfahrzeug zu wechseln.

Es würde die Arbeit erleichtern, wenn diese Anforderungen in dem verwendeten Bahnhofsbegriff wiedergefunden werden könnten.«

Es muss also, *bevor* diese helfende Definition gefunden worden ist, schwer gewesen sein für die Lokführer, den Bahnhof überhaupt zu finden.

Noch eine Überlegung liegt nahe, dass nämlich dieser Text eine im Hause des Bayerischen Finanzministeriums hergestellte Satire war. Meine Zuversicht reicht nicht so weit, diese Version zu glauben. Träfe sie allerdings zu, zöge ich den Hut vor so viel Talent.

ERFURT, LESEBÜHNE, 20.40 UHR

Ich befinde mich auf einer wunderschönen Bühne, die direkt neben der Thüringischen Staatskanzlei liegt. Als ich mit einem Taxi vorbeifuhr, fragte ich den Fahrer: »War das jetzt das Theater?«

»Nee, das heißt, schon, aber das falsche. Das war die Regierungskanzlei.«

Der Ministerpräsident Thüringens, Bernhard Vogel, war kurz zuvor aus seinem Amt geschieden. Leute, die mit Theater, Oper, Malerei und Ähnlichem zu tun haben, weinen ihm nur wenige Tränen nach. Mit seinem gütigen Rat verschwand das Erfurter Schauspiel. Aus Einsparungsgründen, natürlich. Mit dem gesparten Geld wurde eine neue Oper gebaut.

Es ist sicherlich nicht vernünftig, das eine gegen das andere auszuspielen und sofort den Verdacht zu hegen, hier wolle man ein Zeichen dafür setzen, dass die niedere Kunst des Sprechens der höheren der Gesangskunst weichen muss, weil sie auch höhere Einnahmen verspricht und große Stars in die Stadt lockt, aber fragen muss man mal, ob das im ganzen Lande richtungweisend werden soll. Das Erfurter Sprechtheater hatte einen glänzenden Ruf, war meistens ausverkauft, und der Spielplan war auf der Höhe der Zeit. Kann es sein, dass da Menschen, die Entscheidungen treffen, einfach keine Ahnung haben? Von Bernhard Vogel wusste man, dass er das Schicksal von mindestens fünf Sprechtheatern, wie es hieß, »zu seiner Chefsache« gemacht hatte.

Diese Häuser sind heute entweder zu oder zusammengeworfen. Das heißt, diese Bühnen stehen heute geschlossen hinter ihm. Womöglich hatte der Taxifahrer Recht, als er meinte, die Thüringische Staatskanzlei hätte sich das Theater ganz allein vorbehalten.

Und von ganz hinten schleicht sich eine alte Vermutung wieder an, dass nämlich das Theater als politische Institution in der DDR eine andere Rolle eingenommen hat, dass durch diese einschüchternden Einsparungsmaßnahmen den Sprechbühnen klar gemacht werden soll, dass ihre Zeit vorbei ist. Es ist eine hinterlistige Art von feindlicher Übernahme in einer Zeit, die immer deutlicher entpolitisiert wird.

»Die Kunst ist das Gewissen der Menschheit«, sagt Hebbel. »Ja«, sagt Egon Friedell, »aber das böse.«

Und was ist Kultur? Das, was so wahnsinnig teuer ist in Zeiten der unverkäuflichen 4-Liter-Autos. Aber auch in solchen Zeiten kommt wieder Hoffnung auf. Wenn zum Beispiel eine große

Autofirma in sommerlicher Nachtwärme ein Open-Air-Konzert mit Opernarien vor der Feldherrnhalle in München veranstaltet und Münchens Küsschen-Clans mit ihren waffenscheinpflichtigen Strahlegesichtern in die Kameras hineinposieren und sich begeisterten Applaus spenden, glaube ich wieder an Deutschland, an die Kunst, an die Kultur, an Hebbel, an Stoiber und seine Frau Karin, die sich bei Wohltätigkeitskonzerten für hungernde Kinder im Opernhaus mitverbeugt, während die begeisterte Society mit Leberknödeln und Nierensteinen wirft und hysterische, schlappgelebte und altgetrunkene Oldiestars selbst den furchtbarsten Bariton hochschreien. Das ist die Kultur, die sich auch selbst bezahlt. Es ist nur noch eine Frage von Jahren, bis wir das genauso auch in Erfurt, Halle, Merseburg oder am Kyffhäuser haben.

Das waren die einleitenden Sätze an diesem Abend, der besonders anschließend noch sehr schön wurde. Erfurt ist eine lebendige Stadt geworden, eine lustige und studentenreiche, eine Stadt, die im Sommer zulässt, dass die Gastwirte die Stühle und Tische auf die Straße stellen. Wo Maler und Keramiker wohnen und wohnen bleiben. Wenn Politiker die Stadt in Ruhe lassen, hat sie Zukunft.

LEIPZIG, HOTELZIMMER,
8.00 UHR

Ich werde geweckt. Pünktlich. Es klappt. Meistens klappt in diesen etwas besseren Hotels fast alles.

Es ist ein Viersternehotel. Wo das Haus sich die zwei zu vielen Sterne hergeholt hat, weiß man nicht. Das Zimmer hat nicht einmal einen. Die Inneneinrichtung besteht aus Möbeln, die man in ungeliebten Zweitwohnungen in Urlaubsländern abstellt. Dort,

wo man im Winter Hochwasser zu erwarten hat. Ein Bett, ein Schrank, zwei schief hängende Bilder, Drucke, die einen erschossenen Förster oder einen ruhenden Schäfer oder so etwas Ähnliches zeigen, ein kleiner Schreibtisch, an dem man nicht sitzen, und ein kleines Badezimmer, in dem man kaum baden kann.

Beim Einchecken stehen zwei junge Damen an der Rezeption, die gelernt haben, Freundlichkeit zu vermitteln. Sie knipsen das Gesicht an wie eine Notbeleuchtung und fragen: »Was kann ich für Sie tun?« Wenn man »Nichts« sagt, knipsen sie die Lampe wieder aus. Es ist schnell zu erkennen, dass man ihnen schnurzegal ist. Wenn man Pech hat, läutet in die Kampfhandlungen während des Eintragens in das Anmeldeformular das Telefon. Dann telefoniert die Dame in aller Breite und mit sichtlicher Genugtuung, dass man warten muss, und wenn man großes Pech hat, telefonieren beide. Ein junger Mann kommt hinzu, den das alles gar nichts angeht und der offenbar ganz andere Aufgaben hat. Dann strömen viele Menschen in die Hotelhalle, ein Club, der Bridge spielt oder Bowling oder ein Theaterabonnement in der Stadt hat, und man steht blitzschnell inmitten von Koffern, Kisten, Taschen und umrauscht von einem unglaublichen Lärm. Sehr oft finden sich Japaner ein, die sich in jeder Lebenslage wie wild gegenseitig fotografieren, und man fühlt sich aus dem Bild geschubst, hat aber den Zimmerschlüssel noch nicht, und das Gepäck ist nicht in Sicherheit, hoffen kann man nur, dass es nicht auf einem der vielen Zimmer dieser Gesellschaft abgeladen wird. Es dauert Tage, bis solche Irrtümer aufgeklärt sind.

Wenn man am nächsten Tag Zeit hat, trifft man sie bis zu viermal am Tag wieder, die Reisegesellschaft. Beispielsweise am Völkerschlachtdenkmal, bei dem ich beim ersten Anblick froh war, dass ich es nicht jährlich einmal besuchen muss. Meine Vorbehalte gegen Denkmäler sind nicht kleiner geworden. Man glaubt nicht, dass der Vorgang, also die Schlacht, wirklich dort stattgefunden hat, man glaubt nicht, dass die Menschen beim Anblick dieser großmannssüchtigen Anlage an die Leichenberge, die dieses Stück

Erde nach der Schlacht bedeckt haben, denken, und man glaubt nicht, wie hässlich so ein Denkmal sein kann.

Aber gleichzeitig fällt einem ein, dass es an Zeiten erinnert, in denen Kriege *erklärt* wurden, Menschen in Uniformen auf die Schlachtfelder marschierten, um sich erschießen zu lassen oder auch nicht, und die namentlich für etwas oder wen oder was *gefallen* waren. Das Sterben für das Vaterland hatte eine Ordnung. Und es war ein Krieg zwischen Soldaten. Er hatte einen Schauplatz. Einen Kriegsschauplatz.

Interessierte Bürger standen auf angrenzenden Hügeln, waren dort mit ihren Kutschen hingefahren und verfolgten das Kriegsgeschehen, wie es hin- und herwogte, und zählten die Verluste der aufmarschierten Regimenter. Heute macht man das bei Verkehrsunfällen oder Fußballspielen. Man nannte diese Bürger, die das Geld für Pferd und Kutsche aufbringen konnten und sich die dafür verwendete Zeit leisteten, Schlachtenbummler. Wenn man privilegiert war, konnte man auch direkt neben dem Feldherrn stehen, der als solcher natürlich auf seinem Feldherrnhügel stand. Auf dem Hügel des Napoleon soll während der Völkerschlacht die Zahl der Schlachtenbummler spärlich gewesen sein. Sehr viele feine Herrschaften hat man auf dem Blücherbergerl sehen können. Sagt man.

Schon 100 Jahre später hat man begonnen, mit Granaten Städte zu beschießen, in denen Zivilisten wohnten. Es war für damalige Zeiten eine ungeheuerliche Brutalität! Wenn man sich an die Eröffnung des Zweiten Weltkriegs erinnert, der nicht 1939 mit dem Überfall auf Polen beginnt, sondern mit der totalen Zerbombung der spanischen Stadt Guernica im Baskenland im Jahre 1937, kann man behaupten, dass damit der »totale Krieg« begonnen hat. Hitler hatte dem Faschisten Franco Beistand gegen die Republikaner versprochen. Die »Legion Condor« flog ohne Vorwarnung, ohne deutsche Kriegserklärung an die spanische Republik, also mitten im Frieden nach Spanien und tötete nahezu die gesamte Bevölkerung Guernicas. Von 18 000 Einwohnern haben 3400 überlebt.

Nimmt man den Brockhaus aus dem Jahre 1956, so wird man nur lesen können, dass Guernica 3400 Einwohner hat und im Bürgerkrieg 1937 zerstört worden sei. Von wem? Kein Wort.

Die Legion Condor hat dem Feldherrn Hitler, der im Krieg übrigens nie auf einem Hügel stand, sondern im Gegenteil sich in Bunkern unter der Erde verkroch, die Gewissheit verschafft, dass die brutale Vernichtung der Zivilbevölkerung eine ungeheure demoralisierende Wirkung hat. Jahre später erlitt das die Bevölkerung von Coventry, und kurze Zeit darauf erlitten auch wir es, und die Reihenfolge sollten wir nicht durcheinander bringen. Und auch nicht glauben, dass Dresden das Finale in diesem Horrorkrieg gewesen ist. Das absolute Finale hat in Vietnam stattgefunden. Hiroshima und Nagasaki waren Höhepunkte auf dem Wege zum Zivilistenmord.

Inzwischen wimmelt es von Höhepunkten. Es gibt wohl nichts Niederträchtigeres, als unbeteiligte Menschen in Zügen, Bahnhöfen, Kaufhäusern oder Restaurants mit Hilfe eines umgeschlachten Sprengkörpers in die Luft zu jagen. Was sagen unsere Götter denn dazu? Welcher Hirnschaden wird hier mit Gläubigkeit verwechselt? Wer verantwortet in Spanien die Idee, drei voll besetzte Eisenbahnzüge in die Luft zu jagen, voll mit Menschen, die zur Arbeit wollten, mit Kindern? Idealismus? Patriotismus? Fanatismus? Nichts davon. Es ist Mordlust. Was haben wir nur für Götter, die das zulassen? Jagen wir sie zum Teufel!

Umso verächtlicher erscheint mir der Versuch, die wachsende Angst der Menschen zu benutzen, um alte politische Ziele durchzusetzen. Bis vor kurzem musste die Angst vor der organisierten Kriminalität dafür herhalten, den Menschen die Unverletzlichkeit der Wohnung auszureden, der Polizei das Überwachen der eigenen Person zu erlauben, sich vertrauensvoll in die Hand des Staates zu begeben, um immer sicher zu sein, dass man sein Hab und Gut und Haus und Hof und Geld und Leben behält. Eine Ministerin der FDP, Frau Leutheusser-Schnarrenberger, ist aus Protest gegen eine gesetzliche Lockerung des Persönlichkeitsschutzes,

also des Schutzes vor der Polizei, zurückgetreten. Ganz abgesehen davon, dass das eine nur noch selten anzutreffende noble demokratische Haltung verrät, ist doch damit vielen gutgläubigen Menschen ein Licht darüber aufgegangen, auf welchen Trittbrettern Law-and-Order-Liner mitfahren möchten.

Vor dem 11. 9. 2001 hat man sich in New York erzählt, dass der forsche Bürgermeister der Stadt, Giuliani, die Polizeikräfte so verstärkt und angeschärft hätte, dass sich die Meinung der Bürger ins Gegenteil verkehren musste. »Früher«, sagten sie, »haben wir Angst vor den Kriminellen gehabt, jetzt haben wir Angst vor der Polizei.« Ich muss zugeben, dass sich in meiner Haltung diesem Problem gegenüber etwas geändert hat.

Ich musste mich von den meisten Innenministern dieser Republik darüber belehren lassen, dass das Vertrauen in meine Sicherheit auf Straßen und Plätzen und auch in meinem Haus einfach töricht sei.

Ich folge nun dem, was ein Normalbürger zu diesem Thema zu sagen hat: »Wer nichts tut, braucht nichts zu tun, damit ihm nichts getan wird.«

»Ich reiche dem die Hand, der mich vor bösen Händen schützt.«

»Lieber bin ich ein offenes Buch für die Polizei als ein geschlossener Sargdeckel für meine Lieben.«

Ich tue alles, um die Seiten meines Lebensbuches aufzublättern. Und es ist ein ständiges Geben und Nehmen und sich Öffnen.

Ich öffne dem Staat mein Herz, er öffnet mir dafür meine Briefe. Ich weiß, dass ich nur ein Staubkorn auf der Windschutzscheibe meines Staates bin. Erlöse mich von dem Übel des Individualismus. Ich habe mir schon eine Visitenkarte drucken lassen. Die hat inzwischen Din-A4-Format. Denn ich bin nicht nur eine kleine Nummer im Verzeichnis meines Innenministers. Ich bin eine Vielzahl von kleinen Nummern.

Telefon: 55 28 37-12 12
Fax: 2 01 85 94 90 38
Dax: 22/000456455
Max: II/23
DB/Pr.B. 88756 5724 0056 127172
DB/Ö.B. 66 300 222
Bahncard 221003 211 n4 A7
Pen H.PPP .43879
Merc.C. ÜBL 855
Lu.Ha 1717 7986 1123 90
verdi Pr.79791265
BRK 31122008
DKV 0600/3947/10030
Alli. Teka + Voka 110/z 55/aa
ADAC 147636000

Ich neige zu Ansichten.

Ich bin nicht abgeneigt.

Als Flüchtling vertrieben, als Vertriebener geflüchtet.

In bin meistens ziemlich so, dass man mit mir zufrieden ist.

Ich bin jederzeit bereit, meinem Nachbarn eine Wahrheit anzuhängen. Man kann mit mir machen, was ich will.

Ich bin Wachs in meinen Händen.

Man muss mich so nehmen, wie ich bin. Niemand kann aus seiner Haut. Ich schon.

Und ich bin der Meinung, dass es ein Ende haben muss.

Ich habe, weiß Gott!, Humor, aber...

Die größte Angst habe ich immer vor denen, von denen man weiß, dass sie zuständig sind.

Als mir ein Fernsehintendant erklärte, wie er ist, der Humor, war ich erleichtert. Dr. Stolte gehört zu den deutschen Humorlotsen.

Ich habe eine Familie, weiß, wo im Dorf die Kirche ist, lasse sie dort und werfe niemals den ersten Stein, sondern immer erst,

wenn schon ein anderer geworfen hat. Ich erkenne alles über mir an und weiß:

Es ist nicht alles Gold, was glänzt, aber alles Scheiße, was so riecht.

Und weil ich allemal ein armer Sünder bin, sage ich zu meinem Staat: So nimm denn meine Hände und loch mich ein, wenn es dem Staate dient.

BERLIN, INNENMINISTERIUM, DÄMMERUNG

Die Namensliste der Innenminister, an die ich mich erinnern kann, ist lang. Höcherl, Schröder, Genscher, Zimmermann, Kanther fallen mir ein. Besonders unvergesslich Hermann Höcherl, der vor dem Parlament versprach, dass die *Spiegel*-Affäre aufgeklärt werden würde, und zwar durch einen hohen Beamten aus Spanien, der vor dem Parlament eine Aussage machen würde, die alle Aussagen des verdächtigten Franz Josef Strauß bestätigen sollten.

»Er ist«, so Höcherl, »bereits abgereist und wird in Kürze hier aussagen.« Er ist seit diesem Tage der am längsten vermisste europäische Beamte. Seit 42 Jahren verschollen. Es war der Augenblick, in dem ich mir Gedanken machte, wie ein Innenminister beschaffen sein muss, um so eine dreiste und bewusste Lüge in den Raum stellen zu können.

Nach Wahlen treten die Damen und Herren zusammen, die das neue Kabinett bilden werden, und man weiß noch nicht genau, auf welchem Stuhl der eine oder der andere sitzen wird. Sehr oft habe ich den Eindruck, dass jene, deren Gesichter mir Rätsel vermitteln oder Sorge bereiten, dann die Innenminister werden. Eine innere Kraft befähigt sie, den unangenehmsten Job innerhalb eines Kabinetts auszuüben. Der Innenminister ist, um es in

der Sprache des Fußballs auszudrücken, innerhalb einer Regierungsmannschaft der Ausputzer oder Staubsauger. Um Gefahren abzuwenden muss er zu Fouls greifen, grätschen, beißen und, wenn es Not tut, richtig brutal werden. Foltern darf er nicht, sonst fliegt er aus der EU.

Wenige sind bereit, dieses Amt zu übernehmen. Einige aber sind dafür wie geschaffen. Man kann sogar vermuten, dass sie geborene Innenminister sind. Regierungschefs, die so einen in der Mannschaft haben, schätzen sich glücklich. Natürlich lösen sie im Volk nichts aus, was mit Liebe oder Sympathie zu tun haben könnte. Das ist begreiflich, denn Innenminister haben nun mal mit der inneren Sicherheit, also mit der Polizei und allem, was damit zusammenhängt, zu tun. Polizeikräfte bestätigen durch ihr Handeln gewiss nicht immer, dass es sich um »Kräfte« handelt. Dass Bürger kopfschüttelnd zur Kenntnis nehmen, wie aus Unordnung und Verwirrung durch das Eingreifen von Polizisten das totale Chaos entsteht, dass Unschuldige verprügelt, eingesperrt und durch bewusste Falschaussagen von »Ordnungskräften« über Jahre hinweg ins Unrecht gesetzt werden, daran hat man sich fast schon gewöhnt.

Ein wenig lachen kann man erst wieder, wenn der Innenminister, bevor er weiß, was geschehen ist, flugs an den Tatort eilt, seine Polizei lobt und sich vor sie stellt. Es ist interessant, die Entwicklung eines Politikers zu verfolgen, der in jüngeren Jahren auf der anderen Seite stand, also auf der Seite derer, die misstrauisch Innenminister beobachtet haben, mit dem Vorsatz, objektiv zu sein. Je mehr er in die Rolle des obersten Sicherheitsbeamten hineinwächst, umso schmaler und kühler werden seine Augen, nehmen leicht amüsiert den Gegner wahr und warnen ihn gleichzeitig: »Was immer du sagst, ich weiß, dass du lügst.«

Er spielt sich. Er hört sich zu. Und er spricht so gewaltsam tief, als ob ihm ein Regisseur zugeraunt hätte: »Humphrey. Sei Humphrey.« Und doch wäre es zu einfach, denen zu folgen, denen »sofort die Galle in die Feder fließt«, die einem Manne keine Chance geben, nur weil er Polizeiminister ist.

Nie war die Beschreibung eines Innenministers objektiver und präziser als diese: »Geborener Verräter, armseliger Infragant, glatte Reptiliennatur, gewerbsmäßiger Überläufer, niedrige Polizeiseele, erbärmlicher Immoralist.« Aber mit einer »bewundernswert beharrlichen Charakterlosigkeit«. »Ein Mann, der innerhalb einer Weltwende alle Parteien überdauert ...« »Charge des gerissenen Polizeiministers ...«

Und genauso glänzend und ähnlich grausam genau jene Beschreibung: »Einer der außerordentlichsten und zugleich der am falschesten beurteilten Männer seiner Zeit, wurde erst in den Krisen zu dem, was er nachher war. Er erhob sich unter dieser Regierung zu jener Höhe, von der aus tiefe Männer die Zukunft zu erkennen wissen, indem sie die Vergangenheit richtig beurteilen; dann gab er mit einem Mal, wie manche mittelmäßige Schauspieler, durch eine plötzliche Erleuchtung aufgeklärt, ausgezeichnete Darsteller werden, während des Staatsstreichs Beweise seiner Geschicklichkeit.

Dieser Mann mit dem blassen Gesicht, welcher alle Geheimnisse der Partei kannte, der er anfangs angehörte und ebenso die anderen, zu denen er schließlich überging, dieser Mann hatte die Menschen, die Dinge und die Praktiken des politischen Schauplatzes langsam und schweigsam studiert. Weder seine neuen noch seine ehemaligen Kollegen ahnten in diesem Augenblick den Umfang seines Genies, das im Wesentlichen ein Regierungsgenie war: treffend in allen seinen Prophezeiungen und von unglaublichem Scharfblick.«

Und abschließend wieder der Autor der ersten Beschreibung: »Er lässt sich nicht gerne ins Gesicht und in die Karten sehen. Fast immer steckt er innerhalb der Ereignisse, innerhalb der Parteien hinter der anonymen Hülle seines Amtes so unsichtbar tätig verborgen wie das Uhrwerk in der Uhr, und nur ganz selten gelingt es im Tumult der Geschehnisse, an den schärfsten Kurven seiner Bahn, sein wegflüchtendes Profil zu erhaschen. Aber je verwegener in seinen Verwandlungen, um so interessanter trat mir

der Charakter oder vielmehr Nichtcharakter dieses vollkommensten Machiavellisten der Neuzeit entgegen.«

Es wäre ein Wunder, wenn wir einen derart grandiosen und heroischen Schurken, der sich in solch genialer Weise für unsere Sicherheit quer über die Schienen vor den Zug der Zeit wirft, in unserer Regierung aufweisen könnten. Können wir auch nicht. Die Beschreibungen stammen von Stefan Zweig und Honoré de Balzac. Und sie beschreiben den französischen Innenminister.

Joseph Fouché

1759-1820

Dass die Innenminister, über die wir verfügen konnten, und jene, die wir oder die uns haben in diesen unseren Tagen, einen Teil zumindest dieser monströsen Charakterlosigkeit und einschüchternenden Intelligenz besitzen, möchte ich nicht bestreiten. Nur sind ihre Möglichkeiten eingeschränkt, weil krisenfeste Demokratien Regierte und Regierende langsam einschläfern.

Friedrich Zimmermann schwor noch mit dreistem Frohsinn einen Meineid, wofür ihn Fouché einen Kopf kürzer gemacht hätte. Ob Genscher zur damaligen Zeit seinen Job überlebt hätte, ist schwer zu sagen. Höcherl wäre nicht alt geworden. Fouché überlebte ein Kloster, verriet Ludwig XVI., brachte Robespierre aufs Schafott, Napoleon in die Verbannung und setzte Ludwig XVIII. wieder auf den Thron.

Dass Otto Schily manches davon auch zuwege gebracht haben könnte, ist nicht von der Hand zu weisen. Still und heimlich, fouchéähnlich hat er den Staat auf die Lauer gelegt. Es genügt nicht, hat er seinen Spitzenspitzen eingebläut, dass wir über diesen Staat wachen, wir müssen mehr tun: ihn *überwachen*. Dafür müssen wir den Bürger mobil machen, was aber wiederum bedeutet, dass der Bürger, der eigentlich den Staat überwachen soll, selbst überwacht wird. Das kostet keine große Überredungskraft, denn der deut-